

Jugend und Religion in Japan. Wie steht die studentische Jugend Japans heute zur Religion und besonders zum Christentum? Manche Presseberichte antworten darauf sehr hoffnungsfreudig, als ob eine Bekehrungswelle hin zum Christentum aufgebrochen sei. Wesentlich nüchterner, aber um so aufschlußreicher spricht sich darüber ein erfahrener Kenner der japanischen Studentenschaft aus: P. Franz Xaver Bosch S.J., der seit Jahren an der Sophia Universität in Tokio die Studenten betreut und mit Zehntausenden ins Gespräch gekommen ist. In „The Missionary Bulletin“ vom Juli/August 1951, S. 117—126 (Herausgeber die Maryknoll-Missionare in Tokio) kommt er zu folgenden Ergebnissen:

Noch ist an den japanischen Hochschulen die Zahl der Katholiken und Taufschüler sehr gering, kaum zwei von Tausend. Einige Zahlen beleuchten das: die Chuo Universität hat unter etwa 20000 Hörern 20 Katholiken, Nippon mit 30000 Studenten zählt 50, Waseda mit 40000 knapp 60 Katholiken. Fortschritte macht nicht die Bewegung zur Religion, sondern die Abkehr von jeder Religion. Eine Rundfrage bei 4000 Universitätsstudenten ergab 6 Konfuzianer, 8 Shintoisten, 270 Buddhisten, 30 Protestanten, 8 Katholiken, 1500 Atheisten und den zahlenmäßig stärksten Rest ohne jede religiöse Angabe. Unter den 14—18-Jährigen einer Mittelschule bekannten sich nur noch 14 Prozent zum Glauben an ein göttliches Wesen.

P. Bosch untersucht die Gründe für diese Entwicklung. Zuerst einmal offenbaren sich die verhängnisvollen Früchte einer Schule, die grundsätzlich alle religiöse und ethische Unterrichtung und Erziehung abgelehnt hatte. Maßgebende Männer der heutigen Regierung sehen diesen Irrtum ein und erwägen eine Umkehr. Ferner ist, ähnlich wie bei uns, gerade die Jugend von dem weltanschaulichen und kulturellen Zusammenbruch getroffen worden, der mit der Niederlage über das hochentwickelte Inselvolk gekommen ist. Am meisten aber scheinen soziale Gründe mitzuwirken. Ein ganz hoher Hundertsatz der Studenten Japans entstammt Familien, die nur mit größten Opfern ihrem Sohn das Studium ermöglichen können. Sie hungern sich buchstäblich durch die Universitätsjahre, oft unter unwürdigsten Verhältnissen. Von hier aus wird die Feststellung begreiflich, daß mehr als die Hälfte aller Universitätsstudenten mit dem Kommunismus sympathisieren. Der Hunger nach sozialer Gerechtigkeit und Liebe, der Drang der jungen Seele nach Aktion und durchgreifenden Änderungen haben der kommunistischen Bewegung in China den starken Auftrieb gegeben; ob sich unter den japanischen Studenten das chinesische Vorbild wiederholen wird?

Aus langer Beobachtung und Überlegung bespricht dann P. Bosch den Weg, den die katholische Mission einschlagen sollte, um an die Studentenschaft heranzukommen. Ihr Atheismus ist ja nur in den seltensten Fällen eine klare Gottesleugnung. Meistens entstammt er der Unwissenheit in religiösen Dingen, der sozialen Verbitterung und einer vollständigen Verkennung des sozialen Charakters der katholischen Gesellschaftslehre. Erlebnisse und Erkenntnisse aus Tausenden von Gesprächen haben immer neu gezeigt, daß diese jungen Menschen aus einem Vorurteil heraus überzeugt waren vom „kapitalistischen Charakter“ der Kirche, und daß sie beim bloßen Anhören der päpstlichen Sozialrundschriften ihren Widerstand gegen Kirche und Glaube aufgaben. Dementsprechend empfiehlt er eine neue Form sozial-christlicher Unterweisung und Hilfe.

Ein Glaubensbekenntnis. Unter dieser Überschrift berichten die „Etudes“ (Paris) in ihrem Oktoberheft (S. 2—9) über einen Vorfall, der in mehr als einer Beziehung an die Märtyrerezeiten der Urkirche erinnert. Unter dem Vorwand, die Kirche von den Makeln des Imperialismus zu reinigen, unterstützen die kommunistischen Machthaber in China seit Dezember 1950 eine „Reformbewegung“, die für die chinesische Kirche eine dreifache Autonomie fordert: die der Verwaltung, des Vermögens und der Glaubensverkündigung. Durch Unterschriftensammlungen für scheinbar

unverfängliche Ziele sucht man die Christen Schritt um Schritt auf die abschüssige Bahn zum Abfall vom Glauben zu drängen. Inmitten dieser Verwirrung der Geister hat das Bekenntnis des katholischen Priesters Johann Tong-Che-Tsche weithin Aufsehen erregt, das er in einer gegen den Apostolischen Internuntius Msgr. Riberi einberufenen Hetzversammlung in Gegenwart von Vertretern des Staates und der Kirche ablegte, um seinen eigenen Standpunkt in aller Öffentlichkeit darzutun. Er begann seine Rede nach einer Verbeugung vor dem Bild Maos und gegen die Zuhörer mit den Worten: „Der Gegenstand meiner Rede soll sein: das Opfer meiner selbst, das ich den beiden obersten Gewalten darbringe. Menschen, die weder an die Existenz Gottes noch der Seele glauben, die den Papst nicht als Stellvertreter Jesu Christi anerkennen . . . , stellen die Bewegung für die dreifache Autonomie als eine rein patriotische Bewegung hin. Man anerkennt zwar die Freiheit des katholischen Glaubens und gibt zu, daß Beziehungen rein religiöser Art zwischen den Gläubigen und dem Papst bestehen können. Aber eine Bewegung, die sich außerhalb der Hierarchie vollzieht, lädt uns heute ein, den Stellvertreter des Papstes . . . anzugreifen, morgen wird sie vielleicht zum Angriff gegen den Papst, den Stellvertreter Jesu Christi, auffordern. Warum sollte sie nicht übermorgen die Forderung erheben, unsern Herrn und Gott Jesus Christus selbst anzugreifen?¹ Zweifellos kann man bei einem Angriff — in der Theorie — immer mit Unterscheidungen arbeiten. Aber in Wirklichkeit ist es doch so: Gott ist ‚einer‘, und der Stellvertreter des Papstes ist ‚einer‘, und der Papst ist ‚einer‘. Hier gibt es keine Unterscheidung, keine Trennung. Eine solche Bewegung nähme mir jede Möglichkeit, katholisch zu bleiben; denn eine solche patriotische Bewegung ist praktisch mit der dreifachen Autonomie der katholischen Kirche unvereinbar . . . Meine Herren, ich habe nur eine Seele, die ich nicht teilen kann, aber ich habe einen Leib, der geteilt werden kann. Es scheint mir das beste, ich opfere meine Seele ganz Gott und der heiligen Kirche und meinen Leib dem Vaterland; wenn es diesem gefällt, verweigere ich ihn nicht. Gute Materialisten, die die Existenz der Seele leugnen, können mit dem Angebot meines Körpers nur zufrieden sein . . . Es tut mir leid, daß ich nicht mehr tun kann. Aber da ich an der Lage der Dinge nichts zu ändern vermag, so weiß ich nichts besseres zu tun, als daß ich der einen Seite meine Seele und der andern meinen Leib aufopfere in der Hoffnung, so ihrer gegenseitigen Aussöhnung zu dienen.“

Dann bat der Bekenner Gott um Stärke zum Martyrium und forderte die staatlichen Behörden auf, ohne Schonung gegen ihn vorzugehen. Sollte er je schwach werden (er dachte offenbar an Folter und andere Mittel der Willensbrechung), so widerrufe er schon jetzt feierlich jedes derartige erpreßte Geständnis. Dann fuhr er fort: „Gewiß, ich bin katholisch, aber das hindert mich nicht, große Bewunderung für die Kommunisten zu hegen. Sie glauben nicht an Gott, nicht an die Existenz der Seele, noch weniger an Himmel und Hölle. Und doch gibt es an ihnen so manchen wertvollen Zug, der mir Bewunderung abringt, meine Saumseligkeit wachrüttelt und mich mit Gewalt an die Millionen Märtyrer erinnert, die unsere Kirche seit zwei Jahrtausenden zählt . . . Die Kommunisten sagen so gern: ‚Für einen, der fällt, erheben sich tausend andere‘. Und ein Katholik könnte vergessen, daß das Blut der Märtyrer der Same für neue Christen ist?“ Sein großer Wunsch ist, daß auch seine kommunistischen Landsleute zur Kirche Christi fänden und sie so Brüder im gleichen Glauben würden. „Ich flehe zu Gott, es möchten

¹ In einem Beitrag „Kierkegaard, Leben und Werk“, mit dem *Karl Jaspers* das Oktoberheft der Zeitschrift „Universitas“ (Stuttgart) eröffnet, liest man (S. 1059) die Sätze: „Christentum heißt der Glaube, daß Gott in Jesus Christus der Welt erschienen ist. Dieser Glaube aber ist für unseren Verstand unmöglich . . . Kierkegaard lebt in unserem Zeitalter, in dem der Gottmensch in seinem ganzen Ernst, seiner Wörtlichkeit und Wirklichkeit vielleicht von niemandem mehr in unerschütterlicher, fragloser Gewißheit geglaubt wird.“

sich im Schoße der kommunistischen Partei viele Saulusse finden, die zu einem Paulus werden . . . Für dieses Ziel ist mir kein Opfer zu groß. Möchte . . . das Opfer des irdischen Lebens, das ich heute darbringe, ein Unterpfand der Bekehrung für die kommende Generation sein!“

Johann Tong legte sein Bekenntnis am 3. Juni 1951 ab. Am 2. Juli wurde er verhaftet. Seitdem hat man kein Lebenszeichen mehr von ihm.

Wunderheilungen in der ärztlichen Diskussion. Nach einem Bericht in der Süddeutschen Zeitung Nr. 248 vom 26. 10. 51 wurde die am 18. 5. 1950 in Lourdes geheilte Thea Angele aus Tett nang (vgl. den Aufsatz „Wunderheilung und Natur“ von G. Siegmund im Septemberheft dieser Zeitschrift S. 416) vor kurzem auf der *Ellwanger religiös-wissenschaftlichen Ärztagung* den versammelten Ärzten persönlich vorgestellt. Die aus dem Kreis der Tagungsteilnehmer zusammengestellte Prüfungskommission hat ihr Urteil sehr vorsichtig und zurückhaltend gefaßt, da in dem Krankheitsbild der Geheilten, deren natürliches, schlichtes Wesen übrigens den besten Eindruck machte, gewisse Einzelheiten auf psychosomatische Störungen hinzuweisen schienen. Wenn allerdings in der Diskussion die Frage gestellt wurde, ob bei dem heutigen Stand der Psychologie und Neurologie die eindeutige Anerkennung eines Wunders durch die Medizin überhaupt noch möglich sei, so darf darauf hingewiesen werden, daß es immer noch Heilungen gibt, bei denen „psychosomatische Störungen“ keine Rolle spielen (vgl. die obenerwähnte Artikelreihe von Prof. Siegmund, der in Ellwangen ebenfalls zugegen war). Die Tagung richtete eine Adresse an die Fuldaer Bischofskonferenz mit dem Vorschlag, ähnlich wie in Lourdes, Fatima und Loretto eine neutrale Ärztekonzferenz ins Leben zu rufen, die eine erste Stellungnahme geben soll. „Heilungen, deren natürliche Unerklärbarkeit so festgestellt worden ist, sollen durch ein Nationalkomitee, dem aus jeder Diözese ein vom Bischof zu ernennender Facharzt angehört, überprüft werden.“ Endlich soll „in dritter Instanz eine vom Diözesanbischof des Geheilten einzuberufende Kommission in einem kanonischen Prozeß dem Bischof eine Unterlage erarbeiten, auf Grund deren der Bischof in der Lage ist, den Gläubigen eine Erklärung darüber abzugeben, ob im Einzelfall eine als wunderbar anzusehende Heilung vorliegt.“ Damit würde die Kirche ihre bei Selig- und Heiligsprechungsverfahren schon lange geübte Praxis auch auf die Heilungswunder an Gnadenorten ausdehnen. Jedenfalls zeigte die Tagung, daß man in Ärztekreisen mit einer ganz anderen Aufgeschlossenheit der Wunderfrage gegenübersteht, als dies noch vor Jahrzehnten allgemein üblich war.

Mensch und Maschine. Im Oktoberheft wurde in dem Beitrag „Mensch und Technik“ auf ein Beispiel aus der Welt der Arbeit hingewiesen, wo die Arbeiter an Stanzmaschinen zur Unfallverhütung mit Handschellen an einem Hebel angekettet waren, der die Armbewegungen zwangsläufig regelte. Wenn in diesem Zusammenhang F. Dessauer zitiert wurde — „Für einen solchen immer gleichen Griff gehört eine Maschine, nicht ein Mensch. Und sie kommt auch“ —, so scheint sich diese Voraussage nach jüngsten Zeitungsmeldungen überraschend schnell erfüllt zu haben (vgl. Sonntagspost Nr. 40 vom 6. 10. 51). Nach diesen Meldungen hat die Erfindung eines deutschen Ingenieurs (Wolfgang Schmid) auf der ersten europäischen Werkzeugmesse in Paris das größte Aufsehen erregt. Ihm ist es gelungen, ein Steuergerät zu erfinden, das den Arbeitsvorgang einer Werkzeugmaschine einem Magnetophonband zuleitet. Wenn diese Erfindung, deren Entwicklungsmöglichkeiten heute noch gar nicht abzusehen sind, hält, was sie verspricht, und einmal allgemein eingeführt ist, hat der Facharbeiter nur noch die Musterstücke anzufertigen; die Reihenherstellung übernimmt das Magnetophonband mit Hilfe des neuentwickelten Steuergerätes.